Den Stahlhelm vom Kopf geschossen

PK. Beim letzten Einsatz erst mußten sich die Vorpostenfahrer von MP. X mit englischen Fliegern herumschlagen. Nach ein paar Ruhetagen lagen sie nun wieder draußen im Kanal: Geleitschutz. Aber auch der Tommy war wieder in der Luft. Der „Aufklärer vom Dienst" hatte den Geleitzug ausgemacht, war dann verschwunden und machte drüben auf der Insel Jäger und Bomber mobil, die bald in beachtlicher Zahl die Vorpostenboote und Transporter anflogen.

Die Vorpostenfahrer hatten sich auf diesen Überfall schon „eingerichtet", nachdem ihnen vorher der Aufklärer nicht entgangen war. Sie kannten das „Programm" von mancher anderen Kanalfahrt. Überraschen konnte der Tommy deshalb nicht, er geriet vielmehr gleich beim ersten Anflug in das zusammengefaßte Abwehrfeuer hinein, das ihm mit vernichtender Wirkung entgegensprühte und -zischte.

Ein britischer Jäger „schmierte ab" und stürzte brennend in die See. Die anderen aber gaben nicht auf, sie wagten einen zweiten Anflug, flogen noch einmal in das Feuer hinein, das die Männer an den Bordgeschützen der Vorpostenboote entfesselten. Ein zweiter Brite stürzte. An Bord war alles unverletzt geblieben bis auf den Obersteuermann. Ihn hatte es dafür um so schlimmer gepackt, eine Maschinengewehrgarbe aus einem britischen Jagdflugzeug war unmittelbar neben ihm niedergeprasselt, und dem Sprühregen der herumfliegenden Splitter konnte er nicht mehr ausweichen. Es war überhaupt wie ein Wunder, daß er diese Augenblicke überlebt hatte: Ein MG.-Geschoß hatte ihm den Stahlhelm vom Kopf gerissen.

Die Splitter hatten seinen Körper übel zerschunden, das Blut lief aus zahlreichen Wunden, Schulter, Kreuz, Brust, Arme und Beine waren verletzt, mancher Knochen zersplittert. Der Obersteuermann brach zusammen. Kameraden stürzten herbei, um zu helfen, zu verbinden. Da geschah es: der Schwerverwundete raffte sich wieder auf, wehrte alle helfenden Hände ab und schleppte sich zu seinem Kompaß. Er beobachtete den Kurs der abfliegenden Briten, sah, wie sie die Richtung zur Insel aufnahmen; einen dritten Anflug hatten sie nicht mehr gewagt. Der Kommandant, die Kameraden wollten helfen, wollten ihn betten und so den Schmerz lindern. Der Obersteuermann aber blieb auf seinem Platz. Ein paar Mullbinden wickelte er sich selbst um Arme und Beine.

Die Mullbinden waren längst durchblutet, als das Vorpostenboot im Hafen festmachte, als das Geleit an seinem Bestimmungsort war. Der Obersteuermann aber stand noch immer an seinem Platz. „Die Schmerzen waren so groß, daß ich fast schon das Gefühl dafür verloren hatte", sagte er später einmal, als er im Lazarett in sicherer Obhut war.

Als das Boot an dem Pier festlag, schleppte sich der Schwerverwundete zum Kommandanten, riß die zerschundenen Knochen zusammen, nahm Haltung an und sagte mit schwacher Stimme: „Herr Leutnant, ich melde mich von Bord . . ." Von oben galt noch einmal ein Blick seinem Boot, bevor er sich auf die Bahre legte, die helfende Hände aus dem Sankawagen herausgeschoben hatten.

Kriegsberichter Hans Ulrich

Großasiatische Wirtschaftspolitik unter Japans Führung

Von Dr. Karl Ferdinand Reichel

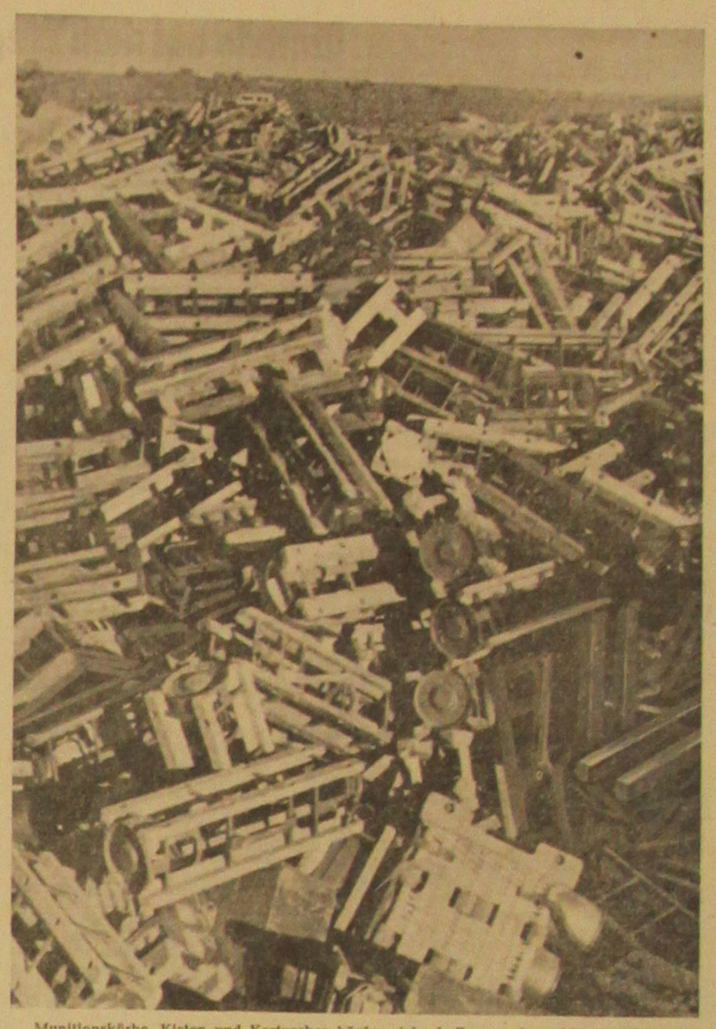
Nachdem die militärischen Aktionen der Japaner an den ausgedehnten Land- und Seefronten Ostasiens in den letzten Monaten sich infolge klimatischer und wohl auch taktischer Gründe verlangsamt hatten und erst seit einigen Wochen wieder stärker anlaufen, hat sich die japanische Tatkraft stärkstens dem Ausbau und der Planung in den riesigen neugewonnenen Gebieten zugewendet. Hier sehen sich die Japaner allerdings gigantischen Aufgaben und neuen, kaum geahnten Problemen gegenüber. Nichtsdestoweniger ist Japan im Begriff, diese Gebiete wirtschaftlich zu durchdringen, wozu es notwendig erscheinen wird, die eigene Industrie auf den Stamminseln weitgehend auf diese Großraumwirtschaft umzustellen. Zwar ist auch die Mitarbeit der Privatwirtschaft vonnöten und wird auch von den Militärbehörden ausdrücklich gewünscht — sie vollzieht sich aber im Rahmen einer straffen Planung, die sich immer weiter ausdehnt und durchsetzt. Anders sind die neuen Probleme auch kaum zu lösen. Erstaunlich ist es, daß es gelungen ist, die großen japanischen Konzerne, die Prototypen einer Privatwirtschaft, hier einzugliedern. Ihnen fallen gewaltige Aufgaben in den neugewonnenen Gebieten zu. So können sie sich diese staatliche Lenkung, die sie ihrerseits durch Abgabe fähiger Wirtschaftler unterstützen, die von den Militärverwaltungen in der Regel an entscheidender Stelle meist als Wirtschaftsberater eingesetzt werden, wohl gefallen lassen. In Japan selbst setzt sich in diesem Zusammenhange der Prozeß der Verlagerung der japanischen Schwerindustrie nach Mandschukuo und Nordchina fort, während sich die Bedarfsindustrien Japans mehr und mehr neue Fertigungsplätze in den großen Häfen Chinas und den unter Japans Führung zum Aufschwung vorgesehenen Häfen und Gebieten Südostasiens schaffen. Zur Übernahme der ehemals holländischen bzw. englischen Kolonialverwaltungen stellte der Staat mehr als 30 000 Beamte aus dem heimischen, teilweise überbesetzten Verwaltungsdienst zur Verfügung, um unnötige Reibungen und Verzögerungen, die sich ja besonders auch auf den wirtschaftlichen Aufbauplan auswirken würden, tunlichst zu vermeiden. In entscheidende Positionen der Selbstverwaltung und der Wirtschaft in Burma und auf den Philippinen, die im Rahmen der unter Japans Führung aufzubauenden „Großostasiatischen Wohlstandssphäre" eine Sonderstellung einnehmen sollen, sind japanische Beamte und Wirtschaftsführer als „Berater" eingesetzt worden.

Der Aufbau dieser politischen und wirtschaftlichen Machtzone Japans, die im Dreimächtepakt grundsätzlich anerkannt worden ist, hängt nun sehr wesentlich auch von der Meisterung der Verkehrsprobleme, insbesondere vom Schiffbau ab. Die Gesamttonnage Japans konnte vor Ausbruch des Krieges mit den Angelsachsen auf 6,5 Millionen BRT. geschätzt werden. Die bisherigen Verluste der japanischen Transportflotte betragen — nach japanischen Angaben — etwa 62 000 BRT., also etwa 5 v. H. der japanischen Transportflotte, die die Hälfte der japanischen Handelsflotte ausmacht. Dem steht gegenüber eine Beute von 220 000 BRT. gekaperten feindlichen Schiffsraumes, der nun schon seit langem im japanischen Dienste fährt. Die geborgene Feindtonnage wird mit 50 000 BRT. angegeben, während die noch bergungsfähige gar auf 750 000 BRT. beziffert wird. Wenngleich an ihrer Bergung gleichfalls energisch gearbeitet wird, wie japanische Berichte betonen, so reicht die dergestalt seit Kriegsausbruch vermehrte japanische Handelsflotte doch nicht aus zur Bewältigung der neuen großen Aufgaben. So mußte die Regierung dem Schiffsneubau ihre größte Aufmerksamkeit schenken. Hierbei hat sie unter weitgehender Ausschaltung der privaten Initiative die Wirtschaftsgruppe Industriebedarf mit der Übernahme aller Neubauten betraut. Ende Mai wurde gesetzlich verfügt, daß dieser Verband unter der Kontrolle der Regierung die gesamten Schiffsbaufragen übernimmt. Damit ändert sich wesentlich das Aufgabengebiet des Verbandes. Zur Erklärung hierfür gab man japanischerseits an, daß zu Neugründungen im Augenblick keine Zeit sei und dieser „Verband für die industrielle Aufrüstung" sich bewährt habe. Er soll nunmehr zur Forcierung des Schiffsbaues die neuen Aufträge für Schiffsneubauten vergeben, über die neugebauten Handelsschiffe verfügen, darüber hinaus auf eine Vergrößerung der Schiffsbauanlagen bedacht sein und diejenigen Werke fördern, die unmittelbar bei der Lieferung der Produktionsmittel für diese Werften usw. mitwirken. Ohne Rücksichtnahme auf den Rentabilitätsstandpunkt sollen zur schnellen Durchführung des von der Regierung aufgestellten Schiffsbauprogramms, über das allerdings Einzelheiten noch nicht bekanntgeworden sind, nur wenige Schiffstypen gebaut werden. Wenn man die Verhältnisse in der japanischen Schiffsbauindustrie berücksichtigt, wird man den Maßnahmen der Regierung zustimmen, da nur diese einschneidenden Eingriffe eine Gewähr für die fristgemäße Fertigstellung des dringend benötigten Schiffsraumes bieten können.

Hand in Hand mit diesem neuen Schiffsbauprogramm der japanischen Regierung geht der Ausbau der kontinentalen Verkehrswege, um auf diese Weise an die benötigten Vorkommen in Thailand, Birma und auf Malaia heranzukommen. Es ist bezeichnend, für die Bedeutung, die der inzwischen aufgebauten Schwerindustrie in Mandschukuo zukommt, daß die mit dieser Industrie eng verwachsene Südmandschurische Eisenbahn mit der Durchführung der neuen Eisenbahnbauten betraut worden ist. Sie hat somit die Führung beim Aufbau der großostasiatischen Verkehrsprojekte in die Hand bekommen und wirkt gleichzeitig als Berater für die in den besetzten Gebieten schon existierenden Eisenbahnen. Die neue Bahn soll unter Benützung bereits bestehender Eisenbahnverbindungen die neuen Südgebiete — vor allem Malaia mit Singapore — an die mandschurische Industrie heranziehen. Dabei sind aber immerhin 700 Kilometer Neubauten notwendig, die auf 880 Millionen Yen geschätzt worden sind. Als Bauzeit sind 5 Jahre festgesetzt worden. Wie verlautet, ist bereits mit dem Bau verschiedener Verbindungsstücke, besonders zwischen dem Eisenbahnsystem Französisch-Indochinas und dem Eisenbahnnetz Thailands, begonnen worden. Mandschukuo, das seinen neuen Fünfjahresplan mitgeteilt hat und sich, hauptsächlich zufolge des sehr starken Ausbaues der Schwerindustrie, zum Kernlande des wirtschaftlichen Yen-Blockes auswächst, denkt an eine Steigerung der Einfuhr aus den Südgebieten, die z. T. eben auf der neuen Bahnverbindung bewältigt werden soll. Nach dem neuen Fünfjahresplan Mandschukuos sollen die Verschiffungen von Bauxit aus Johore verstärkt werden, desgleichen die von Reis und Teakholz — ersteres für die rasch wachsende Bevölkerung Mandschukuos, die durch chinesische Einwanderung und japanische Besiedlung laufend zunimmt — letzteres für den Ausbau der Werften in Dairen. Thailand seinerseits benötigt dringend Erzeugnisse der Walzwerke, die bisher hauptsächlich von den Angelsachsen geliefert worden sind. Insbesondere herrscht ein großer Mangel an Maschinen, Konstruktionsmaterial und Schienen. So wird sich der Warenaustausch zwischen Mandschukuo und den Südgebieten, besonders eben Thailand, im Rahmen des neuen Wirtschaftsprogrammes in nächster Zukunft schon gewaltig verstärken.

Ebenfalls im Mai dieses Jahres wurde der neuaufgestellte Plan für die Ausweitung der Kohlenerzeugung bekanntgegeben. Danach verlagert sich das Hauptgewicht in der Förderung der Kohle nach Mandschukuo. In zweiter Linie folgen Nordchina und die nordjapanische Insel Karafuto bzw. die im russischen Nordteil dieser Insel existierenden japanischen Bergbaukonzessionen. Der Kohlenabbau im eigentlichen Japan soll wegen der geringen Qualität der japanischen Kohle vernachlässigt werden. Alle diese Gebiete der Kohlenproduktion stehen nach Veröffentlichung des neuen Planes unter der Kontrolle des neugebildeten „Kohlenrates für Ostasien". Wie die mit Wirtschaftskreisen verbundene „Asahi Shimbun" in Tokio schreibt, schätzt man die gesamten Kohlenreserven des großostasiatischen Raumes auf etwa 300 Milliarden Tonnen. Im übrigen sind japanische Geologen mit der Durchforschung der neugewonnenen Südgebiete beschäftigt. Dort sind neue Kohlenvorkommen erst vor kurzem in Nordthailand und auf Borneo und Sumatra festgestellt worden. Die Japaner hoffen, dort weitere Entdeckungen in dieser Richtung zu machen.

So ist bereits im ersten Halbjahr 1942 das Wirtschaftsbild Ost- und Südostasiens weitgehend verändert worden. Nicht mehr die angelsächsischen Wirtschaftsmetropolen Schanghai, Hongkong und Singapore sind die Zentren des nunmehr unter einheitlicher Führung zusammengeschlossenen reichen Gebietes, sondern Tokio, die Hauptstadt Japans, hat sich zur politischen und wirtschaftlichen Zentrale aufgeschwungen. Nichts zeigt deutlicher, daß auch in Ostasien eine neue Periode in der Politik und in der Wirtschaft begonnen hat und nichts unterstreicht klarer die beherrschende Absicht der japanischen Führung, dieses reiche ost- und südostasiatische Gebiet von einer energischen Hand straff und zielbewußt führen zu lassen. Kein Kenner Ostasiens zweifelt daran, daß es nur die japanische Hand sein wird, die dies durchführen kann und will.



Munitionskörbe, Kisten und Kartuschen häufen sich als Zeugen der erbitterten Kämpfe in riesigen Bergen an den Straßen um Stalingrad

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Ruschke (PBZ)

Ungehobene Schätze im Urwald

Was die Dschungeln Malaias dem Welthandel anzubieten haben

Dreivierteln der malaiischen Halbinsel sind wohl heute noch mit dem Urwald bedeckt, den die Eingeborenen „utan" nennen; mit seinem Meer von immergrünen Baumkronen, mit seinem Kirchendunkel und seinen hochragenden schlanken Baumriesen. Ihre Höhe unterschätzt man immer, während man sich zu ihren Füßen durch das Gewirr von Unterholz, Palmen, Farren, Bambus und Schlingpflanzen hindurcharbeitet. Die meisten dieser Bäume setzen ihre ersten Äste in einer Höhe an, die nur wenige unserer einheimischen Waldbäume mit ihren Wipfeln erreichen; manch einer dieser untersten Äste übertrifft an Länge und Kronenumfang eine stattliche, vollgewachsene heimatliche Buche oder Eiche.

Außer den zahlreichen Bambusarten und Schlingpflanzen, die von den Malaien beim Bau ihrer Häuser verwendet werden, soll es nicht weniger als 58 Holzarten geben, die für Bauzwecke geeignet sind; 15 von ihnen sind schwerer als Wasser. Die bekanntesten Hartholzer erreichen selten einen Stammdurchmesser von mehr als einen Meter. Es sind die folgenden Sorten: Merbau, Tampines, Timbusu, Pennaga und Petaling; einige von ihnen werden unter Wasser mit der Zeit immer härter, sind daher für Wasserbauten sehr gesucht.

Der Malaie war ursprünglich ein sparsamer Verbraucher von Bauholz; sein Haus steht auf Hartholzpfählen die, zum Schutz gegen die Termiten, nicht im Boden eingegraben sind, sondern auf Steinen ruhen; das Dach ist mit Palmblättern gedeckt, die Wände sind aus Baumrinde, der Fußboden aus gespaltenem Bambus — alles nur mit Rottan (spanisches Rohr) gebunden; gesägte Bretter kannte er ebensowenig wie Nägel und Schrauben.

Für Bretter werden die sogenannten Weichholzsorten verwendet, die über die ganze Halbinsel verbreitet sind: Meranti und Seraya; die Farbe dieses Holzes wechselt zwischen Rötlichgelb und einem blassen Lachsrosa poliert nimmt es einen seidigen Glanz an. Wegen seines feinen Kornes wird es von den chinesischen Möbeltischlern geschätzt. Unübertroffen für Schnitzarbeiten ist das Holz einer Akazienart, Senna genannt, es läßt sich im frischem Zustande wie Wachs schneiden, wird aber mit der Zeit hart. Das milchweiße Holz des riesigen Jelutongbaumes wurde, obwohl spielend leicht zu bearbeiten, wegen seiner geringen Haltbarkeit wenig benützt; ein Anstrich mit Kalkwasser macht es aber den anderen Sorten in Haltbarkeit ebenbürtig.

Die Mehrzahl dieser Weichholzbäume erreicht mit dem Alter ungeheuere Dimensionen; Durchmesser von 2 m sind keine Seltenheit. Während aber der Jelutongbaum, aus dessen schwarzer Rinde bei jeder Verwundung schneeweiße Milch quillt, wie eine sorgfältig gerundete Säule direkt aus dem Boden herauswächst, zeigen die meisten anderen Baumriesen in einer Höhe von 5—7 m über dem Boden mehrere radial nach auswärts wachsende Wülste, die sich nach unten zu einer immer weiter ausladenden, 10—20 cm dicken, kulissenartigen Holzwand entwickeln; diese Streben erweisen dem Baume den gleichen Dienst wie Seile, die einen Mastbaum aufrecht halten. Sie sind die oberirdischen Ansätze der Seitenwurzeln, die 4—5 m vom Baume unter dem Boden verschwinden und dann noch viele Meter weit unterirdisch weiterlaufen; die diese Bäume keine Pfahlwurzeln besitzen, sind weitauslaufende Seitenwurzeln unentbehrlich, um die riesigen Stämme aufrechtzuerhalten; sie erreichen dies aber nur, solange die Bäume von zahlreichen Nachbarn vor dem Winde geschützt stehen; einzelne Exemplare, die Pflanzer gerne als Kuriosität stehen lassen, haben selten ein langes Leben. Diese Seitenkulissen sind 2—3 m vom Stamme noch so hoch, daß die Waldarbeiter aus je Zweien von ihnen, durch Anbringen eines Blätterdaches über dem Zwischenraum, ihre Unterkunftsstätten einrichten können.

Baumfällen auf malaiische Art

Mit dem Fällen des Baumes beginnen sie erst in beträchtlicher Höhe, da, wo oberhalb dieser Wülste der Stamm zylindrische Form annimmt. Zwei lange Stangen, schräg gegen den Stamm geleint, tragen an ihrer Spitze ein tellergroßes Stück Rinde; auf dieser wackelnden, schwindligen Plattform würde unsereiner kaum wagen, sich zu bewegen. Aber die kleinen Sakeis, die Ureinwohner der Halbinsel, stehen und arbeiten da, mit nichts bekleidet als mit der Andeutung einer Badehose, und ringen mit dem Riesenbaum. Ihr kleines Beil, Bliong genannt, besteht aus einem meterlangen, daumendicken Stiel aus Rottan; im rechten Winkel kunstvoll mit Rohr zusammengeflochten, ist ein kleines keilförmiges Messer befestigt, das nur eine etwa 5 cm lange Schneide hat. Aber dadurch, daß die elastisch-wippende Axt von dem Arbeiter mit einem Ansatzschwunge im Kreise um seinen Kopf bewegt wird, gewinnt der Schlag eine derartige Wucht, daß kein Baum mehr als einen Tag lang dem Angriff widersteht. Die kleinen Männer treffen mit tödlicher Sicherheit immer in die gleiche Kerbe und legen den stürzenden Stamm mit erstaunlicher Präzision genau an die gewünschte Stelle.

Mit dem Fällen ist erst der leichteste Teil der Arbeit bewältigt, die Lieblingsarbeit der kleinen Waldmenschen, der „orang utan" (Menschen des Waldes); sie brauchen sich dazu *nicht aus ihrem Element zu entfernen. Was nun folgt, ist die Spezialität des Schwerarbeiters des Ostens, des Chinesen, zu der sich ein Malaie oder Sakei nie herbeiläßt.*

Der chinesische Brettersäger

Zunächst wird der riesige Stamm zu Blöcken von 4—5 m Länge abgekürzt, der für Bretter üblichen Dimension, mit einer langen, von zwei Mann gehandhabten Quersäge; die untersten dicksten Stammteile müssen oft behauen oder gespalten werden, wobei viel wertvolles Holz verlorengeht. Die Blöcke werden dann in mühsamer Arbeit auf zwei hölzerne Joche gehoben und dort in schräger Lage festgekeilt. Bei dem nun folgenden ersten Längsschnitt steht ein Mann oben auf dem Block und stößt die Säge abwärts, während ein Zweiter in einer unter dem Block ausgehobenen Grube stehend, die Säge wieder zurückstößt. Wenn ein Block in Hälften zerlegt ist, kann das weitere Sägen zu Kanthölzern von einem einzelnen Manne bewältigt werden. Er zieht dann das in einem elastischen Holzrahmen befestigte Sägeblatt tagelang schwitzend auf und nieder; am Abend trägt er die Früchte seiner mühsamen Arbeit in zahlreichen Einzelladungen auf Rücken und Schultern aus dem Walde hinaus, an die nächste Straße.

Das ist die Methode, nach der dem malaiischen Urwalde zu Leibe gegangen worden ist, seitdem die Chinesen ins Land kamen. Malaien und Sakeis haben ihn weniger um des Nutzholzes willen umgelegt, als um für ihre Reisfelder Asche zu gewinnen. Der chinesische Brettersäger spielt heute noch unverändert seine Rolle, trotzdem die malaiischen Staaten inzwischen durch ihr Monopol für Zinn und Kautschuk ein vom europäischen Kapital bevorzugtes Industrieland geworden sind.

Daß die Dampfsägereien in Singapur mit den schwitzenden, nackten Chinesen der Halbinsel, trotz deren primitiven Methoden nicht konkurrieren können, ist erklärlich; denn ihr Rundholz müssen sie Hunderte von Kilometern weit von Borneo und Sumatra beziehen, und ihr Erzeugnis wieder ebenso weit fort nach den malaiischen Staaten verfrachten. Unverständlich erschien es mir aber während der *ersten Jahre als Pflanzer, daß in einem aufblühenden Lande mit täglich zunehmenden Bahn- und Straßenverbindungen, mit rasch aufblühenden Siedlungen, mit zahlreichen finanzkräftigen Plantagen — alle in einer Umrahmung von Urwald liegend —, daß dort der chinesische Handsäger unbestrittener Herr einer lebenswichtigen Industrie bleiben konnte, ohne daß ein Versuch gemacht wurde, ihn mit modernen Mitteln auszuschalten.*

Als Gründer der ersten und einzigen Dampfsägerei in den malaiischen Staaten, die auf einer Pflanzung einige Jahre lang erfolgreich gearbeitet hat, habe ich persönlich die meisten der vielen Schwierigkeiten kennengelernt, die sich der rationellen Verwertung des Urwaldes entgegenstellen. Sie sind größer als diejenigen ahnen, die nur unsere wissenschaftlich angelegten und bewirtschafteten Forste kennen, und glauben, unsere Erfahrungen und die bei uns üblichen Mittel und Methoden auch dort verwerten zu können, wo, ihrer Ansicht nach, aus dem Vollen geschöpft werden kann.

Sägerei anders als bei uns

Um die Aussichten für einen mechanischen Sägereibetrieb beurteilen zu können, muß man die Entwicklung in den malaiischen Staaten berücksichtigen. Die ersten größeren Siedlungen von Ausländern, Chinesen und Europäern nahmen ihren Anfang in den weiten, zinnhaltigen Talmulden; hier hatten es die chinesischen Handsäger leicht, aus dem benachbarten Urwalde alles nötige Bauholz herauszuholen. Die ersten europäischen Pflanzungen entwickelten sich von diesen Zentren aus radikal, nachdem sie mit der Außenwelt durch Bahnen und Straßen verbunden worden waren, den besten Verkehrswegen folgend. Große Ausschnitte des Urwaldes wurden umgelegt und nach mehrwöchigem Abdorren, womöglich während einer Trockenperiode verbrannt — ein sehenswertes Schauspiel! Auf der oft mehrere Quadratkilometer großen Brandstätte bleiben nur die großen Baumstämme, mehr oder weniger versengt, zurück; das ist für Bauholz kein Nachteil. Da die Pflanzer das Chaos von herumliegenden Baumleichen gern vermissen und selbst Bedarf an Kantholz haben, sind die chinesischen Säger als billige Aufräumer willkommen; sie suchen sich die schönsten und am besten gelegenen Stämme aus und beginnen im Schatten von darüber errichteten primitiven Blätterdächern ihre warme Arbeit. Nach einigen Jahren müssen die Säger aber in den noch stehenden Wald eindringen, ob sie nun nach der uralten chinesischen Methode arbeiten oder mit modernen Mitteln.

Die maschinelle Zerlegung der großen Stämme, wenn sie einmal bei der Sägerei angelangt sind, stellt das am leichtesten zu lösende Problem dar.

In den Dampfsägereien von Singapur wurde ausschließlich die an und für sich unsparsame Kreissäge benützt; unsere riesigen Blöcke mußten gespalten werden, um sie in dieser Weise anfassen zu können, wobei viel wertvolles Holz verlorenging. Ein großes Horizontalgatter aus Berlin-Reinickendorf, das von meinen englischen Nachbarn wegen seiner anscheinend langsamen Arbeit anfänglich belächelt wurde, ließ sich aber auch von dem dicksten Stamme nicht einschüchtern und lieferte schließlich der Kreissäge mehr Blöcke in handlicherer Größe, als sie bewältigen konnte; ihr widerstand auch keine Holzsorte. Nicht so die Kreissäge. Es gab Hölzer, die mit zwei Schnitten jedes Sägeblatt stumpf machten; andere sind derart faserig und mit Harz durchsetzt, daß nach einem noch so energischen

An allen Abschnitten der Ostfront, an denen meterhoher Schnee liegt, helfen sich unsere Soldaten mit dem Waffenkajak, einem Bootsschlitten, zum Transport von Verpflegung, Munition und auch Verwundeten auf kurze Entfernungen

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Dahm (PBZ)

Bei einer Flakbatterie an der Ostfront

Reinigen der schweren Geschütze bei Schnee und 20 Grad Kälte

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Siedel (Atlantik)

U-Boot-Kommandanten trafen sich auf dem Atlantik

Kapitänleutnant von Bülow, der nach Rückkehr mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet wurde, und Oberleutnant zur See Heilriegel, der einen Truppentransporter vom Typ „Reina del Pazifico" versenkte

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Garms (PBZ)

Ansatz unserer Lokomobile das Sägeblatt nach wenigen Metern heulend steckenblieb. Solches Holz konnte schließlich nur mit Hilfe jener holz- und kraftfressenden amerikanischen Kreissägeblätter mit auswechselbaren Zähnen bewältigt werden.

Die Transportfrage als Kernproblem

Das schwierigste, noch ungelöste Problem, die Transportfrage, wird durch die folgenden Umstände beeinflußt: 1. Die guten Holzbestände entfernen sich stetig von den Gebrauchszentren und Verkehrswegen; 2. sie liegen zumeist in hügeligem oder bergigem Gelände; die schönsten Stämme sind auf den höchsten Berggraten zu finden; 3. die guten, voll ausgewachsenen Bäume stehen sehr unregelmäßig und weit voneinander; man merkt das erst, wenn bei Beginn der Rodearbeiten das Unterholz niedergeschlagen ist, unter dem sich Bäume von beträchtlicher Größe befinden; 4. die beliebtesten Sorten stehen zwar oft in Rudeln beisammen, aber immer vermischt mit zahlreichen anderen Hölzern. Das hat zur Folge, daß man, um Bringanlagen rentabel zu machen, genötigt ist, alles zu nehmen, was am Wege steht; der Holzstapel stellt dann eine Musterkarte von sehr verschiedenartigen Holzarten dar, keine Empfehlung für einen auf den Verkauf angewiesenen Betrieb. Meine junge Sägerei hat sich während ihrer „Lehrjahre" auch nur halten können, weil Schönheit und Haltbarkeit des Holzes bei den zahlreichen Baracken, die auf den Plantagen an der neuen Bahnlinie nach Singapur entstanden, keine Rolle spielte.

Von den vielen ausprobierten Transportmitteln für Stammholz hat sich bei kürzeren Entfernungen im Walde am besten der primitive Schlitten bewährt, auf dem der Kopf eines Blockes ruht, von einem oder mehreren Büffeln gezogen. In ebenem Gelände wurden, nach Herstellung eines Weges, die Blöcke an einer Achse zwischen zwei für diesen Zweck gebauten sehr hohen Rädern aufgehängt. In bergigem Gelände war als Hauptzufahrtsader die leichte Waldbahn zeitweise nützlich, mußte aber bei dem großen Gewicht der Blöcke zu solid und daher teuer gebaut werden, um die unausgesetzten Unfälle und Störungen zu vermeiden. Auch die Einschienenbahn hat sich, dank der unglaublichen Kraft und Geschicklichkeit der Chinesen, in manchen Lagen bewährt.

Eine ideale Lösung des Transportproblems brachte keine dieser Hilfsmittel. Mein Nachfolger in der Leitung meiner inzwischen in englische Hände übergegangenen Pflanzung hat den Nebenbetrieb der Sägerei, der mehr Nachdenken erforderte als die ganze Pflanzerei, so stiefmütterlich behandelt, daß er von der neuen Gesellschaft bald als unrentabel aufgegeben worden ist. Einer der Gründe, warum die Regierung die Anlage von Dampfsägereien nicht befürwortete, lag darin, daß man die unvermeidliche Ansammlung von Sägemehl fürchtete. Dieses ist die Lieblingsbrutstätte des Kokosnuß- oder Rinozeroskäfers, der allerdings für die lebenswichtige Kultur der Kokospalme eine schwere Gefahr bedeutet. Wie bereits anderweitig bemerkt, kann diese Plage aber auf wissenschaftlichem Wege ausgeschaltet werden, ohne eine Industrie, die Anlage von Kokosnußplantagen, zu gefährden, und eine andere, die Dampfsägerei, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen.

Wie es in Amerika möglich war, Stämme größten Ausmaßes an die Fabriken heranzuschaffen, so werden sich auch hier in Malaga Mittel und Wege finden lassen. Der Traktor war damals noch unbekannt und die Elefanten, die auf den Stapelplätzen der großen Sägewerke von Rangun sich als unentbehrlich gezeigt haben, waren für einen Privatmann ein zu teueres Experiment. Im Staate Perak tragen zwar einheimische Elefanten aus entlegenen Tälern Säcke mit Zinnkörnern nach den Bahnstationen; aber für die Holzarbeit im Urwald sind weder die Tiere noch ihre Wärter bisher abgerichtet worden.

Wenn es einmal gelungen sein wird, in leicht zugänglichen Bezirken bestimmte Holzsorten anzubauen, dann werden diese Forste in ähnlicher Weise wie bei uns bewirtschaftet werden können; der Urwald wird aber immer das Wirkungsfeld des primitiven Handsägers bleiben; und das ist gut so, denn dieser wird immer nur vollreife Exemplare für seine Zwecke aussuchen und den Nachwuchs schonen.

Nebenprodukte der Waldwirtschaft

Die Waldwirtschaft in den malaiischen Staaten hat sich bisher darauf beschränkt, das Vorhandene zu studieren und zu schützen, wobei — ein seltener Fall im britischen Civil Service — auch ein deutscher Forstmann zu Wort gekommen ist.

Aber bei weitem nicht nur Holz liefert die malaiische Dschungel; die meisten der früher erwähnten Weichholzbäume sondern Harz ab, welches unter verschiedenen Namen als „Damar" in den Handel kommt; allein aus dem kleinen Staate Negri Sembilan wurde 1899 Damar im Werte von RM. 140 000.— ausgeführt. Viele Urwaldbäume sondern auch kautschukartige Milch ab; unter ihnen verdient der Getah-Taban-Baum besondere Beachtung, der das Gutta-Percha liefert; allerdings erst nachdem der Baum gefällt worden ist. Die zahlreichen Bambusarten, die von den Malaien zu 360 verschiedenen Zwecken verwendet werden sollen, sind ein ebenso wichtiger Ausfuhrartikel wie das Rotan, das spanische Rohr, das in den dichten feuchten Wäldern sich in langen Ranken von Stamm zu Stamm zieht, die während die noch in ihrer stacheligen Haut stecken, für den Wanderer ebenso unangenehm sind, wie später, von dieser Haut befreit, für den unartigen Jungen. Für die Verfertigung von Stühlen, Körben und unzähligen Gebrauchsgegenständen spielt das Rotan eine bedeutende Rolle; Pahang, der größte und waldreichste Staat, exportierte allein 1899 Rotan im Werte von 100 000.— RM. Von den zahlreichen wildwachsenden Palmen sind Bertam und Nipah für die Bedachung der malaiischen Häuser unentbehrlich.

Aus dem Ipoh-Baume und aus der Tuba-Wurzel werden Gifte gewonnen, die den Ureinwohnern bei der Jagd und beim Fischfang von jeher behilflich gewesen sind; es besteht aber wohl kein Zweifel, daß auch hier im Urwald noch ungehobene Schätze liegen, mit denen sich die Wissenschaft zu beschäftigen haben wird. *W. R. Rowland.*

Kanada auf dem Weg zum USA.-Dominion

Von Dr. H. Höpf'l

II.

Am 6. März 1942 traf Washington mit Ottawa eine Vereinbarung, die die Einkreisung Kanadas durch Preisgabe kanadischer Hoheitsrechte auch im Westen des Landes vollendete: Die Vereinigten Staaten erhielten das Recht, eine militärische Verbindungsstraße durch Westkanada nach ihrem Territorium Alaska, das seit Oktober 1940 fieberhaft militärisch ausgebaut wird, zu bauen. Nach Angabe des USA.-Kriegsministers Stimson ist die Straße, die von Seattle im Staate Washington an der äußersten Nordwestecke der USA., über Edmonton, Fort St. John, Fort Nelson, White Horse und Dawson Creek nach Fairbanks in Alaska führt, bereits fertiggestellt und durch fünf Flugzeugstützpunkte in der kanadischen Provinz Britisch-Columbien und in dem kanadischen Territorium Yukon, durch die die Straße führt, gesichert. Im Oktober 1942 trat Kanada ferner die Eisenbahnlinie White Paß—Yukon, die von Skagways in Britisch-Columbien nach White Horse in Yukon führt, an die USA. ab.

Diese Tatsachen, die lediglich das enthalten, was von amerikanischer, kanadischer oder englischer Seite oder von allen gleichzeitig mitgeteilt worden ist, geben ein so lückenloses Bild von der wachsenden Einverleibung des ältesten britischen Dominions Kanada in das ländergierige Roosevelt-Amerika, daß selbst die mögliche Enthüllung weiterer Abmachungen es nur noch abrunden und ergänzen kann. Selbstverständlich hat Kanada aus der Allianz der Plutokratien mit dem Bolschewismus auch für sich die politischen Konsequenzen ziehen und die diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetunion aufnehmen müssen.

Daß der von Roosevelt neuentfachte und bis zur Unersättlichkeit gesteigerte USA.-Imperialismus an der kanadischen Beute nicht vorübergehen würde, wäre sogar selbstverständlich gewesen, wenn sie weniger verlockend gewesen wäre. Den machtpolitischen Ehrgeiz des „Weltpräsidenten" reizt die Tatsache, daß vor den Toren der Vereinigten Staaten schutz- und machtlos eine gewaltige Landmasse mit unermeßlichen, zum großen Teil noch unerschlossenen Bodenschätzen liegt. Wer entgegenhalten wollte, daß die USA. reich sind und mit Kanada Güter gewinnen, die sie selbst in hohem Maße besitzen, verkennt das Wesen der imperialistisch-kapitalistischen Machtausdehnung im allgemeinen und die magische Anziehungskraft der großen Zahlen auf den Amerikaner im besonderen. Kanada ist mit 9,6 Mill. Quadratkilometer um 2,1 Mill. Quadratkilometer größer als die Vereingten Staaten. Geht Kanada als 49. Stern in den USA. auf — und es ist, wie wir sahen, auf dem besten Wege dazu —, dann beherrscht Washington mit dem USA.-Territorium Alaska zusammen einen geschlossenen Riesenraum von etwa 19 Mill. Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von annähernd 150 Millionen Menschen. Es ist Roosevelt dank der unaufhaltsamen Schwächung des britischen Empire kinderleicht gemacht worden, diesen Machttraum vom größten und reichsten Staat der Erde praktisch so nahe an die Verwirklichung heranzuführen, daß es fast nur noch eines Federstriches bedarf, um ihn vollends zur Tatsache werden zu lassen. Und England kann es sich heute nicht mehr leisten, dieser Entwicklung Widerstand zu leisten.

Wenn auch weite Teile des riesigen kanadischen Raumes unter dem Eis der Arktis liegen, wenn auch große weitere Gebiete unfruchtbar sind, weil der Boden nichts hergibt, wie im Osten mit Ausnahme des Lorenzlandes und des Gebietes um Toronto in Ontario, oder weil die Winter zu lang sind, die Reichtümer Kanadas sind so unabmeßbar groß, daß sie einen weniger gierigen Nachbarn, als es das heutige Amerika Roosevelts ist, verlocken würden. Dabei denken wir nicht einmal an die Tatsache, daß Kanada eines der reichsten Weizenländer der Erde ist — Weizen wird dort heute bereits bis über den Polarkreis hinaus angebaut —, wir meinen nicht seinen ungeheuren Viehreichtum, seine unermeßlichen Wälder, sondern wir denken an jene Reichtümer, die zum großen Teil noch wenig erschlossen sind. Heute steht durch Bohrungen fest, daß Kanada durch Vorkommen am Großen Bärensee, am Großen Sklavensee, in Yukon und in Britisch-Columbien zu den erdölreichsten Ländern der Welt gehört. Es steht fest, daß es am Oberen See Eisenerzlager besitzt, die seine Erzarmut in der Zukunft beheben werden. Es ist reich an Blei, Kupfer und Zink, reicher an dem wichtigen Nickel als die USA., reich an wichtigsten Edelmetallen.

Gegenüber dem eindeutigen Plan Roosevelts, die kanadische Beute zu schlucken, ist auch ein wichtiges Moment im politischen Leben Kanadas unbedeutend, zum mindesten unwirksam geworden: das französische Element. 3,5 Millionen Kanadier in Kanada und 1,1 Millionen in den USA. lebender Kanadier sind französischer Abstammung. Der französische Abgeordnete René Chatout von Quebec — in diesem Bundesstaat leben 29 v. H. der gesamten Bevölkerung Kanadas — hat kürzlich gefordert, daß sich Kanada nach dem Kriege völlig vom britischen Empire loslöse. Diese Forderung ist um so erstaunlicher und bedeutungsvoller, als gerade die Franko-Kanadier stets die loyalsten Anhänger Englands und die erbittertsten Gegner eines Aufgehens Kanadas in die USA. waren, nicht weil sie die Briten liebten — im Gegenteil —, sondern weil sie kanadische Nationalisten sind und mit Recht hoffen konnten, ihre französische Art in einem selbständigen Land, in dem sie einen bedeutenden Teil der Gesamtbevölkerung ausmachen, besser bewahren zu können als in dem Rassen- und Völkerchaos der USA. Aber es ist heute selbst für Chatouts Lösung zu spät. Roosevelts Machtrausch, der sich heute bereits an Afrika, dem Nahen Osten und Indien entzündet, von den pazifischen Dominions Australien und Neuseeland ganz zu schweigen, wird vor einem Lande nicht haltmachen, das vor seiner eigenen Tür schutz- und wehrlos liegt und in allem, bis auf den Namen, bereits USA.-Dominion ist.

Der Dorfbürgermeister

Auf eine Urlaubsstunde in seiner Amtsstube

Wohl die meisten von uns wohnen auf dem Lande, nennen ein unbekanntes Dorf oder einen kleinen Marktflecken als Herkunftsort, wenn man sie danach fragt und haben Mühe, die Lage des Ortes näher zu umschreiben, weil nicht einmal die nächstliegende, größere Gemeinde, die amtlich bereits als Stadt bezeichnet wird, dem Fragenden einen geographischen Begriff offenbart. Aus solch einem Dorfe, wo die Leute weder Rang noch Titel tragen, sich nur mit dem herzlich klingenden „Nachbar" anreden und in ihrem kleinen Kreis regen Anteil nehmen an den Sorgen und Freuden unter sich, wo jedes persönliche Ereignis ortsbedeutend wird, weil über die Familiengemeinschaft hinaus eine wohlempfundene Dorfgemeinschaft besteht, da komme ich her.

Von dort zog ich aus, als der Krieg die Pforten friedlichen Schaffens sprengte und die wehrfähigen Männer hinausziehen hieß, während für die zurückgebliebenen Männer und Frauen ein höheres Maß an Pflichten und damit auch größere Sorgen verblieben. — Nach dort kehrte ich als Urlauber im grauen Rock zurück, als man mir erstmals einen Urlaubsschein in die Hand drückte und konnte nach diesem Jahr feststellen, daß der Krieg auch in diesem versteckten Winkel dem Gesicht des Alltags ernstere Züge verlieh. Die Dorfschmiede führt ein halbwüchsiger Geselle, im Krämerladen stand die junge Frau des Einberufenen, beim Friseur mußte der Großvater nochmal zu Schere und Kamm greifen, und auf dem Hof meines Onkels kehrte von seinem Altenteil der 65jährige Vater zum Pflug zurück, weil die Jungen sich an irgendeiner Front befinden. Mein Weg führte mich auch zum Bürgermeister.

Denn es gehört sozusagen zum Anstand, daß man nach so langer Abwesenheit den Ortsvorsteher seiner Gemeinde aufsucht. Das hat schon von Orts wegen so zu sein. Als Bürger seiner Gemeinde fühlt man sich mit ihm persönlich verbunden, zumal jetzt noch als Soldat. Der Ursprung solcher persönlichen Verbundenheit ergibt sich aus der unmittelbaren Sphäre gemeinsamen Dorflebens und ist gefestigt durch das nahe Verhältnis der Gemeindebürger zueinander.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich erstmals, was so ein Bürgermeister, dessen Name kaum über die politischen Grenzen seiner von ihm treuumsorgten Gemeinde hinausreicht, für eine Vielfalt an Aufgaben zu bewältigen hat. Die Sorgen seiner Bürger sind auch die seinen, er weiß genau, wo jeden einzelnen der Schuh drückt und ist nie müßig, solche Nöten zu beheben.

Ich durfte sogar eine Weile in seiner Amtsstube bleiben und mir die Anliegen der Leute anhören. In dieser Amtsstube, die eher einer guten Wohnstube als einem Büro gleicht, liegt der Ankerpunkt allen örtlichen Geschehens, ihm sind alle Einwohner irgendwie verhaftet, dorthin führen die Schritte aller Ratsuchenden. Und der Bürgermeister, ein Mann mit Würde und Erfahrung, ist stolz darauf, daß man sich auf seinen Rat beruft und ihm die Sorgen seiner Bürger und Soldaten draußen anvertraut werden. Sein Amt gehört zu den Stellen, die den Alltagsnöten am nächsten stehen, wo jede behördliche Verfügung, jeder Gesetzesparagraph mitten ins Leben hineingreift. Bei ihm wird in erster Linie gehandelt, und wenn sich aus der Fülle der obrigkeitlichen Anordnungen Unebenheiten in der Durchführung ergeben sollten — denn nicht jeder Fall ist gesetzlich registriert —, so schafft er nach seinem gesunden Empfinden Abhilfe und trägt mit Fug und Recht auch die Verantwortung dafür.

Es kann sich auch niemand, der zu ihm kommt, in die falsche Tür verlaufen und keiner bedauert „nicht zuständig zu sein". Es kennt jung und alt die eine Tür, die zu ihm führt und jeder weiß, daß er zuständig ist, wenn es um das Wohl und Wehe seiner Gemeindeangehörigen geht. Schriftliche Eingaben, Formblattausfüllen und amtliche Mitteilungen werden auf das Notwendigste beschränkt, er ist ein Mann der Tat, an Ort und Stelle werden Wünsche angehört, überlegt und zugegriffen.

„Ob er denn nicht Anspruch auf Familienunterhalt habe'", schreibt ein Soldat von draußen; in einem anderen Soldatenbrief wird um Stundung einer Steuerschuld gebeten, ein dritter sendet nur Grüße. Während er diese Briefe beantwortet, erscheint der Lehrer und fragt, wie es mit Brennholz und Kohlen für die Schule stehe, dazwischen reicht ihm seine Bürohelferin einige Unterschriften, das Telephon klingelt: der Landrat hält wichtige Rückfragen und gibt Luftschutzanordnungen. Kaum den Hörer abgehängt, kommt die Hebamme des Dorfes und bittet für einen schwierigen Geburtsfall den Arzt der Kreisstadt rufen zu lassen. Ein Fernruf genügt, um der werdenden Mutter einstweilen Ruhe zusprechen zu können. Des Nachbars Sohn kam unverhofft auf ein paar Urlaubstage nach Hause, stellt sich mit seiner Braut vor und bittet seinen Bürgermeister, wenn es geht, morgen schon standesamtlich getraut zu werden, da er wieder abfahren müsse. „Wenn es sein muß, geht es schon", antwortet ihm sein Oberhaupt, diesmal in der Eigenschaft als Standesbeamter, und morgen bereits stehen die beiden Glücklichen im Heiratsregister als rechtmäßig verbundene Eheleute.

Eine Ehrenpflicht ist ihm die fürsorgliche Betreuung der Hinterbliebenen von gefallenen Gemeindesöhnen, seine ganze menschliche Anteilnahme gehört ihnen, Trost und Rat finden Frauen und Mütter bei ihm.

Als ich mich herzlich von ihm verabschiedete und die Türklinke zu seinem Zimmer einer eintretenden Frau übergab, bedachte ich auf dem Nachhauseweg, daß dieser Mann, unser Bürgermeister, stets und ständig mitten im öffentlichen Leben als Helfer und Vorposten in der Heimat steht, die Geschicke seiner Dorfgemeinschaft in Not- und Kriegszeiten sicher meistern wird.

Eigentlich hätte ich ihm ein großes Lob spenden und die Anerkennung seiner Soldaten aussprechen sollen, für die er Treuhänder und Ratgeber während ihres Waffendienstes ist; doch er hätte es nicht hören wollen.

Er ist Persönlichkeit im Ort, ansonsten nicht bekannt, sein Lob ist die Bereitwilligkeit, mit der seine Bürger Hand anlegen zur Bewältigung der ihr durch den Krieg auferlegten Mehrarbeiten. Mag er auch klein erscheinen, sein Pflichtenkreis, so ordnet er sich doch wunderbar ins Ganze und schließt irgendwo den ehernen Ring der großen Volksgemeinschaft. — Das weiß und fühlt auch dieser unbekannte Bürgermeister. *Oskar Hupp, Gefr.*

Schwarz ist der Schnee . . .

Grenadiere im harten Abwehrkampf

Von Kriegsberichter Hermann Loehlein

PK. Unheimliche Ruhe liegt über der verwüsteten Landschaft nach dem erbitterten Ringen von dreimal vierundzwanzig Stunden. Wo die ausgebrannten bolschewistischen Panzerkampfwagen liegen, schaut die gequälte nackte Wintererde hervor. Viele, viele dunkle Punkte im Gelände, reglos und stumm: die gefallenen Angreifer.

Nicht unerwartet ist dieser Angriff gekommen. Seit Wochen warteten wir darauf. Wir wußten, daß der Bolschewist auch hier eines Tages losschlagen würde, losschlagen, sobald ihm der hereingebrochene Winter angeblich Vorteile biete. Und diese Zeit schien ihm vor Tagen gekommen, als sich Kälte, Schnee und ein rasender, atemberaubender Sturm vereinten. Und als eines Morgens wie ein wütender Orkan das bolschewistische Artilleriefeuer über der deutschen Stellung lag, wußte auch der letzte Grenadier, daß die Zeit seiner Bewährung wieder einmal gekommen war.

Rschew war schlimm. Dies hier übertrifft aber noch jene nicht allzuweit zurückliegende Zeit.

Granateinschläge . . . immer nur Einschläge. Tausende, zehntausende, unzählbare . . . pausenlos geht das so. Niemand kann noch einzelne Explosionen unterscheiden, es ist alles ein einziges, immerwährendes Bersten und Krachen, ein höllisches Inferno, das kein Ende zu nehmen scheint, und in dem sich jede Minute wie eine Stunde ausnimmt.

Die Grenadiere hocken und kauern in den Bunkern und Unterständen, anfangs noch gesprächig, später schweigsam und stumm. Sie warten darauf, daß dies endlich aufhöre . . . daß der Angriff endlich kommen möge. Allzu lange werden die da drüben, wie man sie kennt, nicht auf sich warten lassen. Das ist ja nicht zum Aushalten, dieses pausenlose Getrommel. „Es ist aber doch zum Aushalten." Man muß es willenlos über sich ergehen lassen . . . und einmal wird es schon aufhören.

„Oh, es hält noch lange an." Volltreffer knallen auf die Unterstände, ein Glück, daß sie solide gebaut sind und eine meterdicke, steinhart gefrorene Erddecke obendrauf haben. Die Kochgeschirre scheppern an den Wänden und in ihre Augen rieselt Staub.

Draußen aber verändert die Landschaft langsam aber unaufhaltsam ihr schneeiges Gesicht. Baumkrepierer zerfetzen das Tannengeäst, schütteln die weiße Schneelast von den Zweigen. Heulend trägt der Sturmwind wirbelnde Schneeschauer weiter. Sein Toben geht unter im Krachen der Explosionen. Sie versengen die Erde, fressen den Schnee auf, färben ihn zu einer grün-schwarzen Masse, Stück um Stück, und Quadratmeter um Quadratmeter. Glühendes Eisen singt durch die Luft . . . winzige Splitterchen und handgroße, grauenhaft gezackte Sprengstücke.

Drei Tage geht das so, drei Tage und Nächte mit kleinen Feuerpausen. Nur, wenn die Bolschewisten angreifen, hört das Feuer auf. Aber da sie jedesmal wieder abgewehrt werden, trotz der Kampfwagen, trotz der zahlenmäßigen Übermacht, fängt das grauenhafte Konzert immer wieder von vorne an, überfällt die deutschen Stellungen schlagartig mit einer beispiellosen Wut und Dichte. Und langsam wird aus weiß — — — — schwarz.

Brutal und rücksichtslos setzt der Gegner Menschen und Material ein. Da und dort gelingen ihm schließlich kleinere, unbedeutende Einbrüche in unsere Front. Schwer sind seine Verluste, sehr schwer, schmerzlich aber auch die unsrigen. Mancher Kamerad liegt still auf der Grabensohle oder im Unterstand. Schneeflocken liegen auf den steinharten Gesichtern. Schwerverwundete müssen zurückgeschafft werden. Ungeachtet des Feuers schleppen in der Dunkelheit die Sanitäter ihre Lasten weg, zu den Schlitten, die im Walde warten. Jede Stunde ist kostbar.

*

Wie tapfer tragen die Verwundeten ihr hartes Los. Und wie ungebrochen äußert sich der Lebenswille bei manchem von ihnen. Da ist einer mit einem Lungendurchschuß, beim Gegenangriff hat es ihn am dritten Kampftag erwischt. Er fällt unbeachtet, bleibt bewußtlos liegen und kommt erst nach geraumer Zeit wieder zur Besinnung.

Er wendet sich mühsam und robbt auf Knien und Ellbogen achthundert Meter im tiefen Schnee dahin, quält sich trotz der schweren, noch unbehandelten Wunde, Meter um Meter vorwärts, bleibt oft völlig erschöpft liegen, rafft sich wieder auf und robbt und kriecht . . . bis ihn nach langen Stunden der erste deutsche Grenadier in den Graben zerren kann.

Einen der zuerst eingebrochenen Kampfwagen des Feindes hat ein Unteroffizier „fertig" gemacht. Der Eisenbrocken kam daher gerasselt, hielt plötzlich an, wie vor einem Hindernis scheuend, blieb ausgerechnet auf meinem Unterstand stehen, der in den steilen Hang hineingewühlt war. Weiterzufahren schien dem Fahrer wohl zu riskant, der Klotz hätte dabei umstürzen können. Dies alles erspäht der Unteroffizier, sieht über sich den in die Luft ragenden vorderen Teil des Panzers, macht sich blitzschnell seinen Reim auf die Geschichte und ist auch schon mit einer gewichtigen Mine draußen. Legt sie in der Annahme, der Kampfwagen würde sich mit der Rückwärtsfahrt aus der Klemme zu helfen versuchen, hinten unter das stählerne Laufband. In der nächsten Sekunde rollt der Panzer auch schon an, es folgt ein fürchterlicher Donnerschlag. Qualm, zuckendes Feuer, der Kampfwagen wird regelrecht in die Höhe gelupft und rollt dann gemächlich, sich dabei überschlagend, den Hang hinunter. Drunten bleibt er mit zerfetzter Kette wie eine gefangene, wehrlose Riesenschildkröte, auf dem Rücken liegen. Hilflos ist die Besatzung eingeschlossen. Sie wird später herausgeholt, es sind vier Kommissare, von denen zwei leben.

Der tapfere, schneidige Junge von der Waterkant hat seinen ersten Feindpanzer unschädlich gemacht. Durch das unerwartet schnelle Hochgehen der Mine hat er allerdings von dem Splittersegen der Mine auch etwas abgekriegt, aber das bißchen Mißgeschick geht unter in der Freude über den stolzen Triumph.

Der erste Ansturm des Feindes ist abgeschlagen. Wie lange aber wird die Ruhe andauern? Schon sind wieder starke sowjetische Panzerkräfte auf dem Anmarsch gesichtet worden in Begleitung neuer Infanterie-Bataillone. Jetzt greifen sie nicht an. Das Sonnenwetter paßt nicht in ihre Pläne. Sobald der Sturm aber wieder die Schneemassen aufpeitscht und sie wie einen undurchsichtigen Schleier vor sich herjagt, wird die schwarzverbrannte, kilometerlange Kampfzone ihren zweiten höllischen Aufruhr erleben. Darauf heißt es warten und bereit sein, Tag um Tag und Nacht für Nacht.

Meldeschluß für Bewerber für die aktive Offizierlaufbahn des Heeres!

Angehörige des Geburtsjahrganges 1925 reichen ihr Bewerbungsgesuch für die aktive Offizierlaufbahn des Heeres bis spätestens

31. Januar 1943

bei der nächstgelegenen »Annahmestelle für Offizierbewerber des Heeres« oder beim zuständigen Wehrbezirkskommando ein. Nähere Auskünfte erteilen die »Annahmestellen« und ihre Nachwuchsoffiziere sowie alle Wehrbezirkskommandos.

Der Fallschirm / *Von Hans Franck*

Drei Monate lang war der Oberleutnant M. zu Köln im Lazarett gewesen. Und hatte während dieser Zeit weniger gesprochen als jeder seiner Kameraden in drei Tagen. Man begriff das nicht. Denn er konnte wahrlich von Glück sagen. Als einziger davongekommen! Beinschuß! Nicht von Belang. Gewiß, er hatte alle ärztlichen Künste am eigenen Leib erfahren. Also auch alle dadurch verursachten ärztlichen Annehmlichkeiten. Annehmlichkeiten mit umgekehrten Vorzeichen! Aber es war gut gegangen. Was wollte er eigentlich? Das Bein war beweglich geblieben. Natürlich war Operation nach Operation keine leichte Sache. Der Streckverband noch viel weniger. Indessen, mancher Kamerad mußte schlimmer herhalten als er. Und wennschon. Darauf kam es nicht an. Vielmehr auf das Ergebnis. Es lautete bei Oberleutnant M. nicht nur: Beweglich geblieben. Sondern sogar: Kaum verkürzt. Einige Millimeter! Nicht mal einen ganzen Finger breit. Das hinderte ihn weder beim Gehen noch — wenn wieder Friede sein wird — beim Tanzen. Selbst sein Aussehen litt darunter nicht. So unauffällig ließ es sich ausgleichen. Vor allem aber: Oberleutnant M. konnte an die Front zurück! Was also verstörte seinen Sinn? Warum sprach er nicht?

Man einigte sich schließlich auf die Erklärung: Norddeutscher. Die sprachen erst, wenn ihnen das Wasser an die Kehle greift. Und denn meistens auch nur drei, vier Worte. Etwa, wenn sie absaufen müssen, in der Sprache ihres Herzens: „Na, denn man tau." Oberleutnant M. aber würde wahrscheinlich auch das nicht sagen. Sondern stumm hinabfahren. Der Fall war hoffnungslos. Keiner brachte ihn zum Reden. Nun, er wußte wohl, warum er beharrlich schwieg. Mußte er das Erlebnis, welches sichtlich auf ihn lastete, eben wieder mit sich hinausnehmen ins Feld. Obwohl man ihm gerne beim Tragen beigestanden hätte. Aber wer sich nicht helfen lassen will, dem kann man auch nicht helfen. Sei's drum. Sein eigner Schade. Nicht etwa ein Schade seiner Krankenhausgenossen.

An dem letzten Lazarettabend jedoch, als man ihn abfeierte und schon manche Flasche um ihren Korkenkopf gebracht hatte, sprach Oberleutnant M. So unvermittelt, so plötzlich, so nachdrücklich, daß niemand rundum zu der Verwunderung über dieses Sprechen kam, sondern nur zu der Verwunderung, daß man es früher erwartet hatte. Aber auch dieses Nebenherdenken war nach wenigen Sätzen verscheucht, als ob es nicht dagewesen wäre.

„Wir wissen alle", sagte der Oberleutnant M., „daß es draußen nichts Größeres gibt als Kameradschaft. Ich will nicht fragen, ob davon nicht doch etwas zuviel gesprochen wird; besonders in der Heimat. Ich will auch nicht die Frage aufwerfen, ob Kameradschaft nicht doch am reinsten und am häufigsten bei denen gefunden wird, die sich scheuen, das viel mißbrauchte Wort in den Mund zu nehmen. Aber eine Frage muß ich, eh wir auseinandergehn, vor euch hinstellen. Nicht um meiner willen. Ich werde schon damit fertig! Sondern um eurer willen. Damit jeder sich seine Antwort darauf sucht, seine Herzensantwort. Wie meine Frage lautet? So: Gibt es eine Kameradschaft, die dermaßen groß ist, daß sie sich nicht mehr tragen läßt? Hört zu!

Zwölf hatte ich im Westen heruntergeholt. Fünf Engländer und sieben Franzosen. Beim dreizehnten erwischte es mich. Es waren ihrer zu viele. Halbes Dutzend über einen her, dabei kann es schon mal, auch wenn man alles einsetzt, schief gehn. Wir bekamen eine volle Ladung hereingeschüttet. Aus. Steuerung zerschossen. Einen Augenblick dachte ich zwar: ,Kriegst sie doch wieder zum Kuschen!' Irrtum. Nichts zu machen. Wir sackten aus sechstausend Meter ab.

Also: Wie steht es um den Bordfunker? Unverletzt. Ich hatte den Beinschuß abgekriegt, der mich hierher gebracht hat.

Aussteigen! Eh wir der Erde zu nah gekommen sind. Oder gar unten aufschlagen. Möglichst schnell aussteigen.

Das ist nicht so schlimm, Kameraden, wie ihr es euch vorstellt. Hat zu klappen. Klappt. Aber wenn der Fallschirm sich nicht öffnet! Kommt man zur rechten Zeit ab, kann nichts geschehen. Höchstens gibt's unten, wenn man unglücklich oder ungeschickt landet, eine Armverstauchung, einen Beinbruch. Was ist schon groß dabei?

Ich war einige Sekunden früher fertig als mein Funker. Sprang.

Aber — ich sagte es schon: Es kann nichts geschehen! Es darf nichts geschehen! Es geschieht auch nichts! — Aber: mir spielte irgendein böser Geist einen Streich. Ich hing fest. Wo? Am Flugzeug. Wie? Weiß ich nicht. Womit? Nun, womit wohl? Mit meinem Fallschirm, der das nicht tat, nicht tun konnte, was er tun sollte und auch viele Male anstandslos getan hatte.

Was im einzelnen geschehen ist, konnte ich nicht ausmachen. War auch, ist auch gleichgültig. Tatsache: Ich hatte mich aufgehängt. An Loskommen nicht zu denken. Was aber unten, beim Aufschlagen der Maschine, meiner wartete, darüber war eine Täuschung nicht möglich. Also: ,Gute Nacht, Vater — Mutter — Liebste —! Gute Nacht, Haus — Hof — Heimat —! Gute Nacht, Leben —!'

Ist ebenfalls nicht so schlimm, wie man sich das vorher denkt. Man sagt: ,Wenn's sein muß, dann muß es eben sein.' Sieht noch einmal zum Himmel hinauf und — viel Zeit war ja in meinem Fall nicht zu verlieren — und macht sich innerlich fertig für das Unvermeidliche.

Als ich — des Glaubens: Zum letztenmal! — aufblickte, schob sich ein Menschenkopf aus dem Funkraum.

,Bist du verrückt?' schrei ich.

Zwei Menschenarme werden sichtbar.

,Laß das!', ruf' ich, während wir weiterstürzen.

Den Mann stört mein Schreien und Rufen nicht.

,Aussteigen!' befehle ich.

Mein Funker müht sich weiter, zu schaffen, was er sich vorgenommen hat.

,Aussteigen!' schrei' ich mit allen Kräften des Leibes und der Seele. ,Besser einer gerettet als keiner! Mir ist doch nicht mehr zu helfen. In Gottes und Teufels Namen aussteigen! Aussteigen, eh es zuespät ist!'

Der Mann hat zum Antworten keine Zeit. Nur zum Kopfschütteln reicht es. Denn sechstausend Meter hat man abwärts, wenn der Fallschirm einen nicht trägt, schnell hinter sich gebracht.

Plötzlich merk' ich: Los! Freigemacht! Durch den Funker!

Noch einmal ruf' ich, trotzdem ich weiß, daß es nun Unsinn ist, ihm zu, daß er aussteigen soll. Da springt mich die furchtbare, die grauenvolle Erkenntnis an: Der Prachtkerl hat, um mich zu retten, zuviel Zeit vertan, so viel Zeit, daß sein Fallschirm sich nicht mehr öffnen kann, und er mit der Maschine —. ,Das darf nicht sein!' ruf' ich. Doch was heißt in solchen Augenblicken: dürfen? Was können? Es geschieht das Gesetzmäßige Denn auch was uns gemeinhin als freier Wille erscheint, ist etwas Gesetzmäßiges. Der Mensch hat sich nicht zu dem gemacht, was er ist. Daß der eine, weil Selbstlosigkeit in ihn hineingeboren wurde, selbstlos handelt — ein Gesetz, ein Sterngesetz wirkt sich darin aus. Daß der andere im gleichen Augenblick versagt — wir wollen ihn — um des Eingeborenen willen — gewiß nicht von Schuld freisprechen; aber auch nicht ihm allein die ganze Last aufbürden.

Während ich dieses und anderes in die gleiche Richtung Zielende dachte, hatte mein Fallschirm — unterdessen die Maschine, ohne mich mitzunehmen, an mir vorbeigesaust war — wieder seine Schuldigkeit getan. Er tut immer seine Schuldigkeit. Wenn man nicht dummes Zeug mit ihm anstellt. Wenn nicht, wie bei mir, ein böser Geist seine Hand im Spiel hat. Wohlbehalten — abgesehen von dem Beinschuß — kam ich unten an.

Losgeschnallt. Hingehumpelt zu dem Flugzeug, das in der Nähe von mir aufgeschlagen war.

Mein Funker lebte. Sofern man das Leben nennen kann, wenn die Atemzüge, welche einem noch vergönnt sind, bereits abgezählt wurden. Er hatte es fertiggebracht, aus dem rauchenden Trümmerhaufen, der noch vor wenigen Minuten eine blendende Maschine gewesen war, auf allen Vieren herauszukommen. Rettung? Kein Gedanke. Ich wußte es. Und er wußte es auch.

Was meint ihr wohl, hab' ich, in der Spanne Zeit, die zum Sprechen noch blieb, zu dem Sterbenden gesagt? Ihn belobt? Ihn getröstet? Ihn um seinen letzten Willen befragt? Den Namen und die Anschrift seiner liebsten Menschen erbeten? Ihm versprochen, was er versprochen haben wollte? Falsch! Grundfalsch! Angepfiffen hab' ich ihn.

,Wie konntest du', schrie ich — jawohl: schrie ich! — ihm zu, ,so verrückt sein und mich —'

,Aber, Herr Oberleutnant', meinte er — und jede Silbe kostete ihn ein Stück Leben! — ,das war doch selbstverständlich.'

Dann kein Wort mehr. Auch von mir nicht. Was es nun noch zu sagen galt, sagten zwei Hände, die ineinanderlagen.

Als es vorüber war, tat ich — bis zum winzigsten —, was in solchen Fällen zu tun ist.

So, nun wißt ihr, warum ich monatelang schweigend unter euch umherging. Ich will die Frage, welche ich zu Anfang stellte, nicht wiederholen. Ich will erst recht keine Antwort von euch. Die find' ich, wenn ich nur erst wieder draußen bin, schon selbst. Aber einmal muß ich es sagen, muß ich — auch wenn euch tagelang die Ohren davon gellen —, muß ich es herausschreien aus mir: ,Mich gerettet und darüber die Zeit für seine eigene, sichere Rettung versäumt!'"

Lange wagte keiner der Zuhörer ein Wort.

Dann rief der Oberstabsarzt — da die ungewöhnliche Stille ihm das Maß für seine Stimme genommen hatte, um einige Grade zu laut —: „Das erst ist die wahre Kameradschaft: Letztes als selbstverständlich zu tun, aber, wenn es einem getan wird, nicht als Selbstverständlichkeit hinzunehmen."

„Von mir kein Wort!" wehrte Oberleutnant M. ab. „Darum muß ich recht sehr bitten. Aber wir wollen auf das Gedächtnis meines Bordfunkers unsere Gläser leeren."

Alles erhob sich. Schweigend wurde Glas um Glas geleert.

„Es war ein herrlicher Kerl!" stellte der Erzähler fest. „Keineswegs eine besondere Ausnahme. Es gibt draußen solcher Kerle viele. Kann es in dem Augenblick, wenn man wieder zusammengeflickt ist, so daß man endlich wieder mit dabeisein darf, einen beglückenderen Gedanken geben als diesen?"

Und zum erstenmal, seit er — im wahrsten Sinne des Wortes — zwischen Tod und Leben schwebte, vermochte Oberleutnant M. — wenn auch schmerzhaft — wieder zu lächeln.

Festkonzert zum 10. Jahrestag des Gaues Bayreuth. Zum zehnjährigen Bestehen des Gaues Bayreuth veranstaltete der Bayreuther Bund in Zusammenarbeit mit der NSG. „Kraft durch Freude" in der Ludwig-Siebert-Festhalle in Bayreuth ein Festkonzert mit Werken von Beethoven und Richard Wagner. Es gestaltete sich unter Leitung des Dirigenten Grafen Gravina und unter Mitwirkung der Kammersänger Jaro Prohaska (Berlin) und Hendrik Drost (Nürnberg) sowie des Philharmonischen Orchesters des Bayreuther Bundes „Frankenorchester Nürnberg" zu einem künstlerischen Ereignis. Gauleiter Wächtler und Frau Winifred Wagner waren mit dem Führerkorps der Partei und zahlreichen Vertretern von Wehrmacht, Staat und Stadt anwesend.

Intendant Otto Kustermann, Stadttheater Ingolstadt, wird am 1. April 1943 die Leitung des Stadttheaters abgeben und nach München zurückkehren, um sich einerseits der Nachwuchsausbildung zu widmen und andrerseits Gastspiel- und Gastinszenierungsangeboten Folge zu leisten. Unter der Leitung des Intendanten Otto Kustermann werden noch 2 Uraufführungen gegeben, und zwar der Einakter „Die verlorene Stimme", Kammerlustspiel von Lilie Raven-Kraatz und „Drei Mädels gegen Afrika", Lustspiel in 3 Akten von Otto Kustermann.

Das Leipziger Gewandhaus-Kammerorchester in Augsburg. Im Rahmen der Meisterkonzerte der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" ließ sich das Kammerorchester des Leipziger Gewandhaus-Orchesters unter Leitung von Generaldirektor P. Schmitz erstmals in Augsburg hören und versetzte durch seine überragende Kunst ein weit über tausendköpfiges Publikum in helle Begeisterung.

Karl Hessel